

# DAS LAGER SEKITSCH

Von Dr. NIKOLAUS HARTMANN, dem Lagerarzt in Sekitsch

Die Weinlese 1944 ging langsam zu Ende, und der Traubensaft lag wohlverwahrt in den Kellern. Schon während der Lesezeit hörte man des öfteren dumpfes Donnern aus dem Osten, der Rundfunk berichtete über heftige Kämpfe im Banat, wo deutsche Truppen in angeblich siegreichen Kämpfen mit den Russen standen und ihnen das Überqueren der Theiß versperrten. Es spricht für die große Ahnungslosigkeit und Ehrlichkeit des Sekitscher Menschen, daß er dem Sprecher im Rundfunk Glauben schenkte und den Kanonendonner nicht beachtete. Wie hätte dieser Sprecher auch die Unwahrheit sagen können! Immerhin verließen die vorsichtigeren Sekitscher Bürger, es waren einige hundert Menschen mit rund 100 Pferdewagen, am 9. Oktober 1944 am frühen Morgen Sekitsch und machten sich auf die Flucht.

Den zurückgebliebenen Menschen brachte der 18. Oktober 1944 gleich zwei sehr unangenehme Überraschungen.

In aller Frühe kam eine Reitergruppe von SS-Männern (ca. 30-40 Mann) nach Sekitsch, um die Gemeinde auszusiedeln. Es waren hauptsächlich bosniakische Muselmanen, geführt von einigen deutschen Unteroffizieren und einem deutschen Oberstleutnant. Der Oberstleutnant ließ gleich am frühen Vormittag eine Sitzung im Gemeindehaus zusammenerufen, erklärte dort den Grund seiner Anwesenheit, sprach von kommunistischen Greuelthaten, von denen man keinen Begriff hätte, und forderte die Bevölkerung auf, den Ort so rasch wie möglich zu verlassen. Wer zu fliehen gedenke, möge sich sofort melden und registrieren lassen. Inzwischen würden seine Soldaten alle Pferde und Wagen aus dem Ort und der Umgebung beschlagnahmen und den Aussiedlern zur Verfügung stellen.

Diese Nachricht war für die Einwohner von Sekitsch bitter. Nach all den Siegesfanfaren sollte man nun seine Heimat so plötzlich verlassen, vielleicht für immer. Das wollte den wenigsten in den Kopf gehen. So meldeten sich auch nur ganz wenige Menschen zur Aussied-

lung, und auch diese wenigen konnten erst im allerletzten Augenblick abtransportiert werden.

Um die Mittagszeit desselben Tages verbreitete sich die Nachricht, daß am oberen Ende der Hahnengasse, der „Hohl“ zu, zwei russische Reiter gesehen worden waren. Der deutsche Oberstleutnant wollte dies nicht glauben. Er setzte sich dennoch auf ein Fahrrad und fuhr in Begleitung einiger ortsansässiger Männer den Russen entgegen. Am Ziel angekommen, hat er sich, nur mit einem Revolver bewaffnet, den Russen entgegengestellt, die ihn aber mit ihren automatischen Waffen sehr schnell kampfunfähig schossen. Es dauerte keine halbe Stunde, da brachte man den stark stöhnenden Oberstleutnant in die Sprechstunde des noch einzig im Ort verbliebenen Arztes Dr. Hartmann, der ihn versorgte und transportfähig machte. Er hatte einen Durchschuß des rechten Oberschenkelknochens, einen Streifschuß an der Stirn und einen an der Brust. Auf einer Tragbahre des Arztes wurde der Oberstleutnant mit einem Lkw abtransportiert. Begleitet wurde er von zwei jungen Mädchen, die freiwillig mitfuhren, um einerseits den verletzten Oberstleutnant zu betreuen, andererseits um sich selber aus der Gefahrenzone zu retten. Diese Mädchen waren Margarethe Leibersperger und Lieschen Gerber, beide aus Feketitsch. Der Lkw hat sein Ziel nicht erreicht. Er fiel bei Petrovac in der Batschka Partisanen in die Hände, die alle Insassen erschossen.

Kurze Zeit nach dem Abtransport des verwundeten Oberstleutnants zogen in der Hauptgasse von Sekitsch, aus dem Norden kommend, in mehreren Reihen Reiter auf, an deren Spitze zwei Offiziere ritten. Von den Sekitscher Einwohnern, die sich um das Gemeindehaus versammelt hatten, wurden diese Reiter irrtümlich als deutsche Soldaten angesehen, bis plötzlich Schreie erschollen und „alles-in-Deckung“-Rufe laut wurden. Die wenigen anwesenden deutschen Soldaten rannten in die nächsten Häuser und eröffneten das Feuer. Der erste Schuß, der aus dem Hause des Wilhelm Haug in der Hauptgasse Nr. 659 fiel, traf einen der russischen Offiziere tödlich. Wie sich später herausstellte, handelte es sich um einen Oberstleutnant. Die Sekitscher Einwohner flohen bei der Schießerei in die Keller des Gemeindehauses, Pfarrhauses und der umliegenden Häuser in banger Erwartung dessen, was nun kommen sollte.

Die Russen, die offensichtlich von dem Widerstand der wenigen deutschen Soldaten überrascht waren, zogen sich sofort zum nördlichen Dorfausgang zurück und griffen nun in breiter Front das Dorf an. Jetzt hörte man auch kleinere Geschütze donnern. Der Widerstand dauerte nicht lange, und Sekitsch war endgültig in russischer Hand.

Gefallen ist in diesem Kampf außer dem russischen Oberstleutnant niemand. Er wurde vor der Schule, gegenüber der Kirche, beerdigt.

Umso schlimmer war das, was dann folgte. Als am nächsten Tag alle Häuser gründlich durchsucht wurden, wechselten viele Wertgegenstände, insbesondere Uhren, den Besitzer, und das Klagen der Mädchen und Frauen wegen Vergewaltigung wurde immer lauter und nahm kein Ende mehr.

Das Haus des Gemeindefarztes Dr. Hartmann wurde für die Errichtung eines russischen Lazaretts beschlagnahmt. Der Familie Hartmann ließ man ein Zimmer und die Küche. Die Praxisräume durfte Dr. Hartmann für eigene Zwecke benutzen, er mußte aber die russischen Verwundeten, je nach Bedarf, jeweils vor einer russischen Kommission röntgenologisch untersuchen. Die Krankenhauseinrichtung und -ausstattung wie Betten, Bettwäsche usw. mußte die ortsansässige Bevölkerung zusammentragen. Das Verhältnis der Familie Hartmann zum russischen Sanitätspersonal war immer sehr gut. Die Russen schützten die Familie, wo sie konnten.

Das russische Krankenhaus blieb etwa einen Monat lang in Sekitsch, dann zog es der Truppe nach.

Nach dem Abzug der Russen zogen die Partisanen in Sekitsch ein. Mit ihnen fand sich alles ein, was in der Umgebung einen schlechten Ruf hatte und arbeitsscheu war. Liederliches Leben, Menschenschinderei, Raub und Enteignung waren Tätigkeiten, die diese „Partisanen“ sehr gerne und sehr bald bis zur höchsten Vollendung begriffen hatten. Der Nationalitätenhaß kannte keine Grenzen mehr.

Die Sekitscher Menschen sind ihrer eigenen Gutgläubigkeit zum Opfer gefallen. Sie, die niemandem ein Haar gekrümmt hatten, wollten in der Heimat bleiben. Sie vertrauten darauf, daß derjenige, der sich etwas zuschulden kommen ließ, zur Verantwortung gezogen würde, wie dies bei Kulturvölkern üblich ist. Im übrigen erwartete man die gleiche Behandlung, wie man sie der jugoslawischen Minderheit während der ungarischen Besatzung hatte zuteil werden lassen. Der Autor dieses Buches erinnert sich selber, daß sein Vater den serbischen Nachbarn, der in Sekitsch die Funktion des obersten Polizeichefs ausübte, nach dem Einmarsch der Ungarn 1941 versteckte und so vor der Lynchjustiz im Augenblick des Umsturzes bewahrt hat. Für diesen Lebensretter fand sich nach dem Einmarsch der Partisanen kein Fürsprecher, noch nicht einmal der Gerettete selbst. Was nützte da ein gutes Gewissen, kein Unrecht getan zu haben, wenn man Deutscher war!

Die ganze männliche Bevölkerung zwischen 15 und 60 Jahren mußte sich alsbald eines Morgens im großen Schulhof der neuen Schu-

le einfinden. Alle Nichtdeutschen wurden abgesondert, und die deutschen Männer und Jugendlichen wurden, ohne sich von ihren Familien verabschieden zu können, unter Partisanenbewachung zu Fuß ins 17 Kilometer entfernte Batsch-Topola gebracht. Auf diesem Marsch wurde Franz Becker aus der Hauptgasse Nr. 660 erschossen, weil er das Tempo nicht mithalten konnte. Auch der herzkrankte Philipp Thomas aus der Nußbaumgasse Nr. 980 ist auf diesem Transport gestorben.

Wie verantwortungslos man mit Menschenleben umzugehen pflegte, wenn es sich um einen „Schwaben“ handelte, zeigt am besten die grundlose Tötung des in Sekitsch sehr angesehenen Friseurmeisters Jakob Müller in der Schwabengasse Nr. 819, dem man „zum Zeitvertreib“ eine Kugel durch den Bauch schoß und nachher die Einweisung ins Krankenhaus verweigerte. Der Todkranke starb unter entsetzlichen Qualen an einer Bauchfellentzündung.

Der denkwürdige Parteitag der jugoslawischen Kommunisten in Jajce am 29. November 1943 (wahrscheinlich auch der beschämendste), auf dem einer der fleißigsten Volksstämme Jugoslawiens, die Deutschen, für vogelfrei erklärt wurden, brachte den Beschluß der totalen Vernichtung und Enteignung dieser Menschen. Alles was sie hatten, ihr Leben, ihre Heimat, Vermögen, Haus und Hof, Vieh, Bargeld, Nahrung und Kleidung wurde ihnen weggenommen. So endet ein Minderheitenschicksal, wenn der Mächtige alle Rechte für sich in Anspruch nimmt!

Das Dorf Sekitsch wurde zum Konzentrationslager erklärt und erhielt den Namen „Logor Sekić pod naročitim režimom“, das heißt „Lager Sekitsch unter besonderer Verwaltung“.

Nun begannen die Schikanen. Zuerst mußten die Bewohner der westlichen Dorfhälfte in die östliche Hälfte umziehen. Sie durften zwar mitnehmen, was sie tragen konnten, doch sagten ihnen die Partisanen, daß es wenig Sinn hätte, denn später würde man ihnen ohnehin alles abnehmen. Nach erfolgtem Umzug wurde die westliche Dorfhälfte geplündert. Möbel, Getreide, Vieh, Geflügel, Wäsche und alle Nahrungsvorräte wurden weggebracht. Sodann wurden die Bewohner in die leeren Häuser der westlichen Dorfhälfte getrieben und ebenso gründlich die östliche Dorfhälfte ausgeplündert. Die Arbeiten selbst mußten von der einheimischen Bevölkerung durchgeführt werden. Die beaufsichtigenden Partisanen dachten auch an sich und versorgten sich ausgiebig mit den besten Sachen, derer sie habhaft werden konnten. Zum Glück verstanden es auch die Arbeitskommandos, einiges beiseite zu schaffen, um nicht bereits in den ersten Wochen der Lagerzeit verhungern oder erfrieren zu müssen.

Zum Silvesterabend 1944 wurde die Bevölkerung zusammengerufen. Ein Hoffnungsschimmer überkam die Lagerinsassen, obwohl doch jeder wissen mußte, daß nichts Gutes zu erwarten war. Einige Zweifler befürchteten Schlimmes, doch auch diese Befürchtungen waren unbegründet. Der Partisanenchef hatte lediglich das Bedürfnis, den Lagerinsassen seine Wünsche für das neue Jahr zu übermitteln. Er tat dies gründlich, denn er wünschte alles Schlechte, was der Himmel geben konnte. Die Insassen sollten sich dementsprechend ihre Zukunft im neuen Jahr vorstellen.

So begann das Jahr 1945. Es verlief auch so, wie es der Kommandant wünschte. Erniedrigungen, Belästigungen, Demütigungen, Beleidigungen und Prügel waren die Begleitmusik auf dem Wege vieler Lagerinsassen in den Tod. Entmenschte Partisanen wetteiferten miteinander in der Anwendung barbarischer Methoden, wenn es darum ging, an einer wehrlosen Bevölkerung „Heldentaten“ zu vollbringen. Da sich die überwiegende Mehrheit der jugoslawischen Bevölkerung, auch unsere ehemaligen serbischen Nachbarn, von diesen Taten distanzierte, muß es sich bei diesen Partisanen um die Schlacke des jugoslawischen Volkes gehandelt haben. Wiederholt kamen selbst vom jugoslawischen Staat neuangesiedelte Montenegriener zum damaligen Lagerarzt und beschwerten sich über die schlechte Verpflegung der deutschen Lagerinsassen. Man legte dem Arzt Brot vor, das ungenießbar war. Anstatt Mehl und Salz enthielt dieses Brot Schrot, Kleie und Sand. Während die Bevölkerung hungerte, ließen sich die etwa 40 bis 50 Lagerpartisanen täglich ein gemästetes Schwein schlachten, um das, was sie selber nicht aufessen konnten, wieder wegzuschmeißen. Es fehlte nicht an Schweinen, denn die „Schwaben“ hatten dafür gesorgt, daß es genügend gab. Nur für sich selbst durften sie keine schlachten. Und so wurden diese deutschen Menschen, die man für sich sorgen ließ, selber zusehends weniger, und mit ihnen schwand der „Wohlstand“ der Partisanen, denn selber arbeiten konnten und wollten sie nicht.

Als die Neukolonisten in Sekitsch ankamen, waren Stuben und Vorratskammern leer. Die neuen Bürger von Sekitsch mußten sich mit dem wenigen begnügen, das ihnen die Partisanen zurückgelassen hatten. Die Partisanen, von denen sich jeder in ein volles deutsches Haus hineingesetzt hatte, mußten diese Häuser wieder räumen und den Ort verlassen. Sie vergaßen dabei freilich nicht, all das gestohlene Gut mitzunehmen. Besonders in Mileševo standen später die Häuser voll von Möbeln aus Sekitsch.

Von höchster jugoslawischer Stelle wurden Anweisungen gegeben, wie die neuen Kolonisten zu empfangen seien. Da die meisten dieser

Menschen ihr bisheriges Leben vorwiegend in Wäldern und armen Landstrichen verbracht hatten, waren viele von ihnen körperlich stark heruntergekommen und verwahrlost. Sie sollten, bevor sie die Häuser bezogen, desinfiziert werden. Gegenüber dem Bahnhof wurde dazu auf einem Sallasch eine vorbildliche Desinfektionsstation errichtet. Alle im Dorf noch anwesenden Friseure wurden zusammengeholt, um den Ankömmlingen die Haare zu schneiden. Während die Neubürger ein Bad nehmen sollten, wollte man ihre Kleider entlausen, damit sie ganz sauber in ihrer neuen Heimat ankommen würden. Alles war bestens vorbereitet, doch es verlief ganz anders. Die Kolonisten zeigten kein Bedürfnis, sich reinigen zu lassen. „Wir sind Kämpfer“, schrieten sie, „wir lassen uns nichts befehlen!“ Kein einziger ging in die Desinfektionsanstalt, alle rannten sie dem Dorfe zu. Die meisten dieser Leute kamen aus den primitivsten Verhältnissen. Sie waren mit der Zivilisation noch nie in Berührung gekommen. Sie wußten z. B. nichts mit dem elektrischen Strom anzufangen, legten sich beim Schlafen neben die Betten und wußten nicht, wozu ein Herd da ist. Durch ihre Gewohnheit, in die Umgebung zu spucken, wußte man bald nicht mehr, wohin man treten sollte. Zwei Tage nach ihrer Ankunft waren die Wohnungen verschmutzt und verlaust. Es war wirklich ein beklagenswerter Anfang! Besucht man diese Menschen heute, so sind sie nicht wieder zu erkennen. Ihre Häuser sind geordnet, ihre Kleidung ist gut. Läuse gibt es heute keine mehr. Nachhaltige Erziehungsarbeit des Staates und die neue Umgebung hat diese Menschen grundlegend verändert.

Die Sekitscher Lagerinsassen waren im Jahre 1945 in der westlichen Ortshälfte untergebracht. Möbel gab es in diesen Häusern nicht mehr, man hauste auf Stroh. Alle auf die Hauptgasse zu verlaufenden Querstraßen, die sogenannten Kreuzgassen, waren an der Hauptgasse mit Stacheldraht abgesperrt, was die Lagerinsassen jedoch nicht daran hinderte, gelegentlich durchzuschlüpfen, um bei Feketitscher oder Hegyescher Ungarn Nahrungsmittel zu besorgen. Wurde jemand bei derartigen Streifzügen erwischt, nahm man ihm alles ab, verprügelte ihn und warf ihn für eine Nacht in den Keller. Doch die unerlaubten Ausflüge wiederholten sich, der Hunger trieb die Menschen in die Gefahr. Es spricht für großen Einfallsreichtum der Sekitscher Menschen, daß im dortigen Lager niemand hungers gestorben ist. Es wurde auch niemand im Lager erschossen oder erschlagen. Gestorben ist allerdings infolge Einweisungsverbot in ein Krankenhaus der achtjährige Wilhelm Burger aus der Leitergasse Nr. 861. Der Junge erkrankte an einer akuten Blinddarmentzündung am 26. Mai 1945. Durch einen operati-

ven Eingriff wäre er zu retten gewesen. Doch auf Befehl des Oberbefehlshabers der APV (Autonome Provinz Wojwodina) durfte er nicht ins Krankenhaus eingewiesen werden. Der Blinddarm platzte, und der Junge starb an einer eitrigen Bauchfellentzündung am 29. Mai 1945.

Die Vorgeschichte zu dieser Tragödie begann so. Anfang März 1945 wurden der Lagerkommandant (ein Ungar aus Subotica) und der Lagerarzt Dr. Hartmann telefonisch in den Banalpalast (Banovina) nach Neusatz gerufen. Als beide dort eintrafen, wurden sie von donnerndem Geschrei eines Angestellten empfangen. Beide waren angeklagt, sich erlaubt zu haben, einen „Schwaben“ in ein Krankenhaus einzuweisen. Das sei eine Unverfrorenheit, wo es doch nicht genügend Plätze für „naši ljudi“ (unsere Leute) in den Krankenhäusern gebe. Mit welchem Recht der Lagerkommandant einer solchen Einweisung überhaupt zugestimmt habe, wollte man wissen. Die Einweisung hätte der Lagerarzt vorgenommen, verteidigte sich der Kommandant, und da keine entsprechende anderslautende Bestimmung bestanden habe, hätte er die Einweisung genehmigt. Der Lagerarzt berief sich seinerseits auf den geleisteten Eid, allen Kranken, gleich welcher Nation oder Religion, helfen zu müssen und Kranke dorthin zu überweisen, wo ihnen geholfen werden kann.

Mit der Drohung, beide vor ein Kriegsgericht zu stellen, wurden Lagerkommandant und Lagerarzt entlassen, nicht ohne das strikte Verbot auszusprechen, wonach „Schwaben“ künftig nicht mehr in ein Krankenhaus eingewiesen werden durften. Die konsequente Einhaltung dieses Verbotes durch die Lagerleitung bezahlte der junge Wilhelm Burger mit seinem Leben.

Zwischen Weihnachten 1944 und Januar 1945 wurden alle arbeitsfähigen Mädchen und Frauen zwischen 18 und 35 Jahren zusammengetrieben und zur Kulaer Bahnstation eskortiert, wo sie in Lastwagen verladen wurden. Diese jungen Mädchen und Frauen wurden unter russischem Geleit in die Kohlengruben und Steinbrüche des Donezgebietes in der Ukraine deportiert. Das gleiche geschah mit den arbeitsfähigen Männern zwischen 18 und 45 Jahren, die sich inzwischen im Arbeitslager in Subotica befanden. Jahre hindurch mußten sie dort schwerste Arbeit verrichten. Viele von ihnen sind nicht mehr zurückgekehrt. Die im Sekitscher Lager verbliebenen Menschen wurden in größeren oder kleineren Gruppen als Arbeitskolonnen auf Arbeitsstellen im Inneren des Landes verschickt.

Im August 1945 kam eine Depesche ins Lager, in der dringend die Errichtung einer Isolierstation für etwa 500 Personen gefordert wurde. Viele dieser Leute seien an Fleckfieber erkrankt, und es müsse mit

allen Mitteln verhindert werden, daß sie mit den Kolonisten in Berührung kommen. Vom Lagerkommandanten und Lagerarzt wurden die Häuser am Geisenberg und in der Kirchhofgasse (Jerusalem) als Isolierstation vorgesehen. Beide Straßenzüge wurden mit Stacheldraht abgesperrt.

Die Menschen, um die es sich handelte, waren Deutsche aus dem gesamten Siedlungsgebiet, die vor den Russen geflohen waren, nun aber wieder in die Heimat zurückkehren wollten. Ihr Transport pendelte drei Monate lang zwischen Budapest und Subotica hin und her. In Subotica verweigerte man ihnen, jugoslawischen Boden zu betreten, weil sie Deutsche waren, und in Budapest wiesen sie die ungarischen Behörden immer wieder aus, weil sie Jugoslawen seien. Während des Hin und Her brach eine Seuche aus, und man meinte, es sei Flecktyphus. Die Toten hatte man einfach aus dem Zug geworfen. Um die Lebenden kümmerte sich niemand.

Es ist anzunehmen, daß es letztlich den Interventionen des Internationalen Roten Kreuzes zu danken war, daß diesem Zustand endlich ein Ende bereitet wurde. Die Menschen kamen nach Sekitsch und wurden in die Isolierstation eingewiesen. Doch hier traten neue Probleme auf. Die Unglücklichen, die schon viel Schlechtes über sich ergehen lassen mußten, hatten kein Vertrauen mehr zu ihren Mitmenschen. Sie versteckten ihre Kranken, da sie Angst hatten, von ihnen für immer getrennt zu werden. Vergeblich redete man auf sie ein, daß eine Isolierung der Kranken in Spezialräumen im Interesse aller unbedingt erforderlich sei. Es half alles nichts, das Sanitätspersonal des Lagers war gezwungen, jeden Schlupfwinkel aufzustöbern, um an alle Kranken heranzukommen. Für die Isolierfälle wurde das Haus des Friedrich Weingärtner in der Nußbaumgasse Nr. 969 bereitgestellt. Die bereits dort befindlichen Kranken des Lagers wurden in den benachbarten Häusern untergebracht. Da keine Betten mehr vorhanden waren, mußten sie auf Stroh gelegt werden. Es ist bezeichnend für den Umfang des Beutezuges der Partisanen, daß in einem Dorf, in dem fast jedes Haus seine „Extrastube“ hatte, keine Betten für die Kranken mehr vorhanden waren. Nach Laboruntersuchungen von Blut, Stuhl und Urin wurde festgestellt, daß es sich bei den Isolierfällen um eine Bauchtyphus-Epidemie handelte. Auf eine besondere Therapie brauchte sich der behandelnde Lagerarzt nicht einzustellen, denn das wichtigste Behandlungsmittel in solchen Fällen, die knappe Ernährung, war im Lager gegeben. Die meisten Erkrankten hungerten sich gesund. Daneben wurden die wenigen Groschen, die die Leute noch hatten, zusammengelegt, um durch einen Boten in der Hegyescher Apotheke wenigstens

Herzmittel zu besorgen. Welche aufopfernde Pflege den Schwerkranken durch den Lagerarzt und durch sein Pflegepersonal zuteil wurde, geht auch daraus hervor, daß von 135 an Bauchtyphus Erkrankten nur 27 Personen gestorben sind. Zum Pflegepersonal des Lager-Krankenhauses gehörten neben dem Lagerarzt Dr. Hartmann der aus Feketitsch stammende Béla Scherer, der Sohn des dortigen verstorbenen Arztes, ferner der ebenfalls aus Feketitsch stammende Apotheker Heinrich Klos und der Sekitscher Landsmann Christian Hunsinger in der Hauptgasse Nr. 618. Diese Mitarbeiter nahmen sich der Kranken in einer Weise an, wie dies von ausgebildetem Sanitätspersonal nicht besser hätte geschehen können. Dr. Hartmann und die genannten Helfer haben den Ärmsten der Armen im Namen der Menschlichkeit geholfen. Das ist unendlich viel in einer Situation, wo sie selber nichts Gutes erhoffen durften. Mit der Nennung ihrer Namen verbindet sich deshalb auch der Dank für ihr segensreiches Wirken.

Inzwischen wurde im Lager Sekitsch eine Entbindungsstation eröffnet, die im Hause des Ludwig Becker in der Kulaer Gasse Nr. 919 untergebracht war. Sie bestand aus zwei Zimmern mit je zwei Betten für die Wöchnerinnen und einem Entbindungszimmer. Die leitende Hebamme war die aus Feketitsch stammende Philippine Leibersperger, eine sehr fleißige und ordnungsliebende Frau, die ihr Handwerk verstand. Ihr zur Seite standen neben Schwester Lenke Hellermann, der gewesenen Leiterin des Waisenhauses in Feketitsch, die Helferinnen Gretchen Klaus, Gretchen Bensinger, Veronika Hellermann geb. Gebel und Sofia Lehr. Köchinnen waren Salomea Becker geb. Christ und ihre Schwägerin Katharina Fetzer geb. Becker. Die Entbindungsanstalt arbeitete sehr gut. Es gab sehr viele Geburten, wobei es sich fast ausschließlich um Kinder der Kolonisten handelte. Auch von Komplikationen war die Entbindungsstation nicht verschont, doch Todesfälle sind nicht eingetreten.

Im Kinkelschen Hause in der Schwabengasse Nr. 759 errichtete die Lagerbehörde eine Ambulanz für die Betreuung der Lagerinsassen. Hier hielt der Lagerarzt auch seine Sprechstunden. Die Kranken der Kolonisten wurden in der Privatsprechstunde des Arztes in der Hauptgasse Nr. 621 behandelt. Diese Behandlungen waren zunächst kostenlos. Erst als im Hause des Philipp Becker in der Hauptgasse Nr. 658 eine ambulante Sanitätsstation (zdravstvena stanica) von der Gemeindeverwaltung eröffnet wurde und die Gemeinde ein Interesse daran hatte, daß möglichst alle Kranken in dieser Station behandelt wurden, begannen Privatranke in der Sprechstunde des Arztes ein Honorar zu bezahlen.

Am Ende des Zweiten Weltkrieges mangelte es in der Batschka sehr an Ärzten. Die aus Ungarn während der ungarischen Besatzungszeit zugezogenen Ärzte gingen nach Ungarn zurück, andere, insbesondere deutsche Ärzte, wurden erschossen, und junge Ärzte waren keine da. So gab es im ganzen Topolaer Bezirk zeitweise nur fünf Ärzte. Davon waren zwei Ärzte in Topola ansässig, einer in Sekitsch (Dr. Hartmann), einer in Moravica und einer in Čantavir. Sie alle hatten mehrere kleinere und größere Gemeinden zu versorgen. Der Sekitscher Arzt betreute noch Feketitsch, ein volles Jahr lang Hegyesch, da der dortige Arzt nach Mazedonien versetzt war, und das zwölf Kilometer entfernte Mileševo, wohin sich viele Partisanen nach dem Zuzug der neuen Kolonisten zurückgezogen hatten. Der Sekitscher Arzt ordinierte wöchentlich zweimal in Sekitsch, zweimal in Feketitsch, einmal in Hegyesch und einmal in Mileševo.

Fast ebenso traurig sah es mit den Apotheken aus. Der Feketitscher Apotheker Jakob Häuser mußte als Deutscher ins Lager, und seine Apotheke wurde konfisziert. Der Sekitscher Apotheker Béla Toth wurde zum Militär eingezogen und kehrte nach Ende des Krieges nicht in die Gemeinde zurück. Auch seine Apotheke wurde enteignet. So blieb in den drei Nachbargemeinden nur die Hegyescher Apotheke bestehen.

Das Jahr 1945 war das schwerste Jahr der Lagerzeit überhaupt. Das zeigte sich auch an der Zahl der Verstorbenen in diesem Jahr. Während die Zahl der Toten in normalen Jahren zwischen 70 und 80 lag, stieg sie 1945 im Lager Sekitsch auf 354 an. Unter diesen Toten befanden sich allein 180 Sekitscher. Vorliegenden Aufzeichnungen aus dem Lager Sekitsch verdanken wir auch die Kenntnis über die Todesursachen. Es verstarben demnach im Sekitscher Lager im Jahre 1945 an

Altersschwäche	164 Personen
Magen-Darmkatarrh	81 Personen
Bauchtyphus	27 Personen
Herzerkrankungen	16 Personen
Schlaganfall	9 Personen
Lungentuberkulose	10 Personen
Lungenentzündung	6 Personen
Bauchfellentzündung	6 Personen
Krebs	5 Personen
Selbstmord durch Erhängen	5 Personen
Diphtherie	3 Personen
Sonstige Ursachen	22 Personen

In welchem Ausmaß an diesen Todesursachen die außergewöhnlichen Umstände Anteil hatten, wie sie durch die Partisanen durch ihr Verhalten der deutschen Bevölkerung gegenüber geschaffen wurden, wird niemals festzustellen sein. Der Leser bleibt diesbezüglich auf den direkten Vergleich der normalen Sterblichkeit mit der während der Lagerzeit angewiesen.

Am 3. Oktober 1945 wurden alle arbeitsunfähigen Lagerinsassen, ältere Leute, Mütter mit Kindern und schwangere Frauen aus dem Sekitscher Internierungslager in die Vernichtungslager Gakowo und Kruschewlje dicht an der ungarischen Grenze verbracht. Zu dieser Zeit wußte man in Sekitsch noch nicht, daß diese beiden Konzentrationslager, zusammen mit den berüchtigten Lagern in Jarek und Mitrovica, die schrecklichsten Hungerlager nach dem Kriege waren.

Es war an einem kalten, trüben Morgen im Herbst, als der Befehl zur Umsiedlung kam. Die Lagerwachen stellten sich am Ausgang der Kulaer Gasse zu beiden Seiten der Straße auf, und alle Lagerinsassen mußten dieses Spalier passieren. Es wurde ihnen alles weggenommen, was die Menschen noch behalten hatten. Die Frauen mußten im Unterrock und Hemd auf die Reise gehen. Am Bahnhof wurden sie auf offenen Lastwaggons, auf denen vorher Schweine transportiert worden waren und die noch nicht gereinigt waren, zusammengepfercht, so daß sie bis zu den Knöcheln im Schweinekot standen. Sie froren entsetzlich. Der Lagerarzt, der zu einer Frau gerufen wurde, die sich ein Bein gebrochen hatte, konnte dieses nur mit einem abgebrochenen Ast notdürftig schienen. Er hatte Gelegenheit, diese traurige Lage mit anzusehen, machen konnte er dagegen nichts.

Nach dem Abtransport der arbeitsunfähigen Lagerinsassen wurden die zurückgebliebenen Kranken aus der Nußbaumgasse in die Weingärten verlegt. Das Lagerkrankenhaus befand sich jetzt im sogenannten Spital und den Nebenhäusern. Später, als diese Kranken genesen waren, wurden sie ins Lager Subotica, das sich in der dortigen ehemaligen Stärkefabrik befand, umgesiedelt.

In Sekitsch blieben jetzt nur noch die Personen zurück, die für die Kolonisten unentbehrlich waren. Die Kolonisten errichteten eine Herren- und Damenschneiderei, eine Schuhmacherwerkstätte, eine Fleischhauerei und eine Schweizelei (Molkerei). Alle diese Einrichtungen hatten zwar einen Kolonisten zum Chef, doch die Arbeiten wurden von den Lagerfachleuten verrichtet. Praktisch geleitet wurde die Herrenschneiderei von dem Sekitscher Schneidermeister Philipp Wahl, in der Damenschneiderei bestimmte Frau Theresia Gerber geb. Graf den Arbeitsablauf, in der Schuhmacherei der aus Feketitsch stam-

mende Schuhmachermeister Jakob Ritter, in der Fleischhauerei der Fleischermeister Ludwig Scheer gemeinsam mit Lukas Kinkel, und die Schweizerei wurde von dem Schweizer-Fachmann Maxim Kovalenko geleitet, der auch schon vorher in Sekitsch eine Schweizerei unterhalten hatte. Alle diese Fachleute standen bei den Kolonisten in hohem Ansehen. Lediglich in der Bäckerei arbeiteten keine Lagerinsassen.

Das Jahr 1946 wurde zum Jahr des Sklavenhandels in Sekitsch. Was den Anlaß dazu gab, ist schwer zu sagen. Jedenfalls darf nicht angenommen werden, daß es sich dabei um bewußt herbeigeführte Erleichterungen für die „Schwaben“ gehandelt hat, denn die Lage der Insassen von Sekitsch verbesserte sich erheblich, während in Gakowo und Kruschewlje sozusagen am Fließband gestorben wurde.

Jede nicht eingesperrte Familie aus der Umgebung (Ungarn, Serben) konnte sich eine Arbeitskraft kaufen. Nach der Entrichtung eines Monatsgeldes durfte die gekaufte Person mitgenommen werden. Durch diese Maßnahme bekamen viele Familien sehr billige Arbeitskräfte, andererseits waren die „Gekauften“ froh, menschlich aufgenommen zu sein und nicht hungern zu müssen. Auch wenn sie selbst keinen einzigen Dinar für ihre Arbeitsleistung bekamen, hatten sie doch den Vorteil, jederzeit leichter über die nahegelegene ungarische Grenze flüchten zu können. Viele heute im Westen lebende Sekitscher verdanken diesem Umstand ihr Leben.

Dieser Beitrag wurde dem Buch von *Sandles, Philipp: Sekitsch, erlebte Heimat, Seite 282 bis 292*, entnommen.